

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

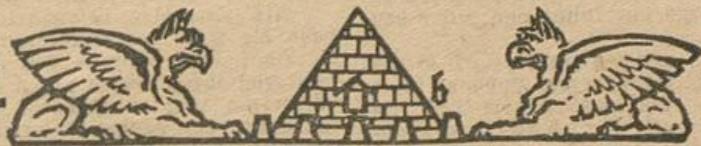
**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1931**

14.6.1931 (No. 24)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

20. Jahrg. No 24



14. Juni 1931

Karl Widmer / Geschichten aus dem alten Karlsruhe

Der Aufstieg des Hauses Hochberg

II.

Sobald das neue Großherzogspaar in der Residenz eingezogen war, mußte die Gräfin Hochberg das Karlsruher Schloß verlassen und nach ihrem Landgut in Bauschlott übersiedeln. Zwar hatte Karl Friedrich für die Familie seiner zweiten Gemahlin durch Weinbrenner einen eigenen Wohnsitz in Karlsruhe bauen lassen. Es ist das unter dem Namen Markgräfliches Palais bekannte Gebäude am Rondellplatz, ein Hauptwerk des Karlsruher Empirestils. Als es aber im Jahr 1814 fertig war, zogen nur ihre Söhne in das neue Haus. Die Gräfin selbst blieb nach Bauschlott verbannt.

Trotz aller Enttäuschungen verlor sie aber das große Ziel ihres Lebens, das Thronfolgerecht des Hauses Hochberg, nicht aus den Augen. Die Aufgabe, dafür weiterzukämpfen, ging von jetzt an hauptsächlich an den begabtesten ihrer Söhne, den Grafen Wilhelm über.

Wilhelm war durch Reigung und Erziehung für eine militärische Laufbahn bestimmt worden. Auf den Wunsch seiner Mutter hatte ihn dann Napoleon in seine Armee aufgenommen. Er hatte 1809 als Adjutant Massenäs den Feldzug gegen Oesterreich mitgemacht und 1812 die Indischen Truppen gegen Rußland kommandiert. In seinen „Denkwürdigkeiten“ hat er uns die Schrecken des Rückzugs und den Uebergang über die Beresina mit der ganzen Anschaulichkeit des Miterlebten geschildert. Nach Napoleons Sturz begleitete er den Großherzog Karl zum Wiener Kongreß. Während aber Karl über den Genüssen des lustigen Wiener Lebens die Gefahren, die damals seinen Staat bedrohten, vergaß, nahm sich Graf Wilhelm seiner Sache mit Eifer und Geschick an. Es gelang ihm, das Vorurteil, das der Freiherr vom Stein dem ehemaligen Kampfgenossen Napoleons entgegenbrachte, zu überwinden. Vor allem aber gewann er die Sympathien der Zarin Elisabeth. Diese war unter dem Einfluß ihrer Mutter, der Markgräfin Amalie, bisher eine entschiedene Gegnerin der Hochbergischen Ansprüche gewesen. Die Gräfin Hochberg hatte Elisabeth schon bei ihrem Besuch in der Heimat im Sommer 1814 aufgesucht und zu Gunsten ihrer Söhne umgestimmt. Das übrige tat das liebenswürdige und ritterliche Wesen Wilhelms. Das Wohlwollen der Zarin verschaffte diesem jetzt auch die mächtige Protektion ihres Gatten, des Kaisers Alexander.

In dem Bestand Rußlands war aber um so mehr gelegen, weil in die Hochbergische Thronfolgerfrage damals politische Konflikte hineinspielten, durch die der Bestand des badischen Staates selbst gefährdet wurde. Oesterreich und Bayern streckten im gegenseitigen Einverständnis die Hände nach badischem Land aus. Bayern sollte das ehemalige Erzstift Salzburg an Oesterreich abgeben und dafür mit der badischen Pfalz entschädigt werden; außerdem wollte Oesterreich seine ehemaligen Besitzungen im Breisgau zurückfordern. Die Gefahr für Baden war umso größer, als sie dabei auch auf die Sympathien der Bevölkerung für ihre alten Herrscherhäuser rechnen konnten; namentlich in dem kathol. Breisgau hingen Volk, Adel u. Geistlichkeit treu an Habsburg. Für den Augenblick wurde die Gefahr zwar durch den Widerstand der übrigen Mächte von Baden abgewandt. Indessen ging der Kongreß auseinander, ohne daß über die badischen Angelegenheiten eine endgiltige Entscheidung gefallen wäre.

Damit geriet auch die Hochbergische Sache wieder ins Stocken. Zunächst hielt Kaiser Alexander sein Wort nicht, das er dem

Grafen Wilhelm auf dem Wiener Kongreß gegeben hatte. Die Hauptschuld aber lag an Großherzog Karl. Seiner apathischen und zugleich misstrauischen Natur war es überhaupt zuwider, in irgend einer ernstlichen Sache einen Entschluß fassen zu müssen. Dazu kam der Einfluß seiner Mutter, die ihren Groll auf die Gräfin Hochberg auch deren Söhne fühlen ließ. Die Großherzogin Stephanie war diesen zwar wohlgesinnt. Sie hatte schon als Großherzogin den Grafen Wilhelm gern als Tänzer und Gesellschaftler an ihren Mannheimer Hof gezogen. Daß sie sich aber auch für ihr Thronfolgerecht einsetzen sollte, konnte man von ihr, solange sie selbst noch auf einen Thronerben hoffen durfte, nicht erwarten.

Eine große Verlegenheit für die Söhne der Gräfin Hochberg bildeten auch die Schulden ihrer Mutter, die allmählich zu einem öffentlichen Skandal wurden. Sie entschlossen sich deshalb, dieser Mißwirtschaft durch eine Gewaltmaßregel ein Ende zu machen. Im Jahre 1816 nötigten sie ihre Mutter, ihnen ihre Besitzungen in Bauschlott, Frauenalb und Mothensfels abzutreten und sich mit einer jährlichen Rente von 10 000 Gulden abzufinden. Zugleich wurde sie unter eine förmliche Kuratel gestellt. In der Zeitung wurde das Publikum öffentlich gewarnt, ohne Wissen ihrer Kuratoren ihr fernerhin Kredit zu gewähren.

So notwendig dieser Schritt im Interesse der Brüder selbst erscheinen mochte, ihre Mutter fühlte sich dadurch natürlich schwer verletzt. Außer sich über diesen Unthat ihres eigenen Bluts soll sie damals verraten haben, daß ihre Söhne gar nicht die Kinder Karl Friedrichs seien. Böse Zungen hätten dies schon zu Lebzeiten des alten Großherzogs behauptet und den Markgrafen Ludwig als den wirklichen Vater bezeichnet. Wenn jetzt die Mutter selbst diesen Verdacht bestätigt haben soll, so ist dies aber noch kein Beweis der Wahrheit. Als Ausbruch blinder Nachsicht war eine solche Selbstverleumdung bei diesem heißblütigen, im Affekt zu allem fähigen Weibe durchaus möglich. Außerdem hatte Bayern ein allzu durchsichtiges Interesse daran, derartige Gerüchte zu nähren. Im übrigen gilt auch für Fürstentinder der Grundsatz: pater est, quem nuptiae demonstrant.

Unterdessen drängten die kommenden Ereignisse immer mehr zu einer raschen Entscheidung. Nachdem schon der erste, 1812 geborene Sohn von Karl und Stephanie wenige Wochen nach seiner Geburt gestorben war, starb 1817 auch der zweite Sohn, als er kaum ein Jahr alt war. Die Aussicht auf einen weiteren Thronerben wurde durch die Geburt einer Tochter enttäuscht. Bei dem traurigen Gesundheitszustand Karls war jetzt auf keine Kinder mehr zu rechnen. Auch der letzte noch lebende Sohn Karl Friedrichs aus seiner ersten Ehe, Markgraf Ludwig, kam als Junggeselle für die Fortpflanzung eines legitimen Mannesstammes nicht in Betracht. Die Dynastie Karl Friedrichs drohte zu erlöschen. Auf diese Erwartung stützte jetzt aber auch Bayern seine Absichten auf eine Teilung Badens. Auf einem Fürstentkongreß, der für das nächste Jahr nach Nachen berufen wurde, sollte über alle diese Fragen entschieden werden. Die ganze Zukunft des badischen Staates hing davon ab, ob die Söhne der Gräfin Hochberg dann als rechtmäßige Nachfolger Karl Friedrichs anerkannt würden oder nicht.

Angesichts dieser Gefahr raffte sich Großherzog Karl endlich zu einer erlösenden Tat auf. Am 4. Oktober 1817 erließ er das

Hausgesetz, welches die Unteilbarkeit der badischen Lande verkündete, zugleich mit der Staatsurkunde, welche das Thronfolgerecht der Söhne Karl Friedrichs aus seiner zweiten Ehe mit der Gräfin Hochberg bestätigte; sie wurden zu Prinzen des Großherzoglichen Hauses mit dem Titel Markgrafen von Baden, ihre Schwester Amalie wurde zur Prinzessin ernannt.

Am 22. August 1818 unterzeichnete Karl auf dem Sterbebette die Verfassungsurkunde, wodurch Baden als eines der ersten unter den deutschen Ländern in die Reihe der constitutionell regierten Staaten einrückte. Der Versuch der bayerischen Regierung, Baden darin zuvorkommen, war damit abgewehrt. Mit einem Schlag waren die Sympathien des ganzen Volkes für den jungen badischen Staat gewonnen; auch in den neuerworbenen Landesanteilen verstummten von jetzt ab die Stimmen der Unzufriedenen.

Vor allem aber bekam dadurch der Zar Alexander wieder neuen Eifer für die badische Sache. Er hatte kurz zuvor Polen eine neue Verfassung gegeben und schwärmte damals für Volksrechte und constitutionelles Leben. Als im November 1818 auf dem Aachener Fürstentag die badischen Angelegenheiten zur Entscheidung kamen, war bei der Haltung Rußlands über den Erfolg kein Zweifel mehr: mit der Unteilbarkeit Badens wurde auch das Thronfolgerecht der Hochbergs anerkannt und unter den Schutz der Großmächte gestellt.

Das Ziel war erreicht. Noch im gleichen Jahre starb Großherzog Karl. Da sein Nachfolger, Großherzog Ludwig keine thronberechtigten Erben hinterließ, kam nach seinem Tod im Jahre 1830 die Hochbergische Linie mit Großherzog Leopold zur Regierung.

\*

Die Gräfin Hochberg freilich sollte die Thronbesteigung ihres Sohnes nicht mehr erleben. Ihr alter Freund, Großherzog Ludwig hatte die Kränkungen, die sie unter seinem Vorgänger erlitten hatte, wieder gut gemacht. Sie wurde wieder zu den Hoffesten eingeladen und wohnte jetzt auch wieder in Karlsruhe, in dem Hochbergischen Palais, wo ihre Söhne residierten. Hier ist sie 1820, erst 52 Jahre alt, gestorben. Bei ihrem Tod wurde Hoftrauer angeordnet und ihre Leiche wurde mit fürstlichen Ehren in der Familiengruft zu Pforzheim an der Seite ihres Gatten Karl Friedrich beigesetzt.

Auf ihr Andenken fiel aber nach ihrem Tod noch ein dunkler Schatten, indem ihr Name in die Geschichte Kaspar Hausers hineingezogen wurde. Im Dezember 1833 — fünf Jahre nach

seinem ersten Auftreten in Nürnberg — wurde Kaspar Hauser im Hofgarten zu Nürnberg wie er selbst behauptete, von einem Unbekannten durch einen Dolchstich schwer verletzt und nach wenigen Tagen darauf an seiner Wunde. Sein Tod erregte ungeheures Aufsehen. Jetzt erst bildete sich um seine Person der Nimbus, daß er kein gewöhnlicher Findling, sondern das hochgeborene Opfer einer dynastischen Intrigue sei. Man glaubte, eine Spur entdeckt zu haben, die zu dem 1812 geborenen Sohn von Großherzog Karl und Stephanie hinführte. Nach einem Zettel, den man bei Kaspar Hauser gefunden hatte, stimmte das Geburtsjahr. Eine Ähnlichkeit mit Großherzog Karl ließ sich auch finden. Man erinnerte sich der verdächtigen Momente, unter denen der Tod des Prinzen erfolgt war. Eine Krankheit, die eines Nachts plötzlich ausgebrochen war, hatte ihn innerhalb weniger als 24 Stunden getötet. Weder die Amme, noch die Mutter, die an den Folgen der Geburt selbst schwer krank darniederlag, hatten das Kind sterben sehen. Die Nottaufe war nicht durch den Hofprediger Walz, sondern durch einen Vikar vollzogen worden: in Wahrheit sei das Kind damals gar nicht gestorben, sondern den Eltern geraubt worden; Kaspar Hauser sei niemand anders als dieser Sohn der Großherzogin Stephanie, für den man in jener Nacht ein sterbendes Kind in die Wiege geschmuggelt habe.

Als Schuldige bezeichnete man die Gräfin Hochberg. Sie habe die Kinderunterziehung angestiftet, um einen Trumpf in die Hand zu bekommen, den sie in ihrem Kampf um das Thronfolgerecht ihrer Söhne gegen Großherzog Karl auszuspielen wollte. Wiederum war es Bayern, welches an der Verbreitung dieses Verdachts das größte Interesse hatte. Vom Publikum wurde er aber um so lieber geglaubt, je mysteriöser die Geschichte von dem angeblichen Prinzenraub klang.

So ist der Schatten Kaspar Hausers zum Gespenst im Hause der letzten Bähringer geworden. Nicht nur im Volk, sondern auch in den Hofkreisen bis hinauf zu den Verwandten der großherzoglichen Familie war die Ueberzeugung verbreitet, daß Kaspar Hauser der Sohn der Großherzogin Stephanie gewesen sei. (U. a. spricht davon auch die Kronprinzessin Cäcilie in ihren „Erinnerungen“). Seitdem sind berufsene und unberufsene Federn immer wieder geschäftig gewesen, das Interesse am Fall Kaspar Hauser wachzuhalten und Material für und wider sein Prinzentum zu sammeln. Soviel darüber aber auch geschrieben worden ist, eine Gewißheit, wer Kaspar Hauser war, ist dabei nicht herausgekommen. Er ist und bleibt der Findling unbekannter Herkunft. Vielleicht wäre die Wahrheit, wenn man sie wüßte, auch viel weniger interessant als das Rätselraten über seine Person.

## M. D. / Erinnerungen an Wien

Als ich kürzlich, nach 42 Jahren, Wien zum zweiten Mal sah, wurde ich lebhaft an meinen ersten Aufenthalt im Jahr 1888 daselbst erinnert und eben durch den Kontrast des Geschautes mit dem damals Erlebten stieg die Erinnerung an jene Zeit wieder lebhaft in mir auf.

Es ist bekannt, daß wenn wir ein Buch nach 40 Jahren zum zweiten Mal lesen, wir anderes herauslesen als damals. Wir selbst sind andere geworden und dieser Veränderung entspricht der veränderte Eindruck. Das Wien, das der 20jährige las, mußte anders lauten, als das Wien des 60jährigen. Aber es kommt noch als Komplikation hinzu, daß das Buch sich selbst verändert hatte in der Zeit. Das damalige Wien war die gemütliche Stadt der Fiaker, das heutige ist die moderne Großstadt der dröhnenden Automobile. Das alte Wien war eine Stadt der kleinen Häuser, das heutige ist eine Stadt der großartigen Paläste. Der Ring mit seinen Riesenhäusern bestand freilich damals auch schon und wurde als eine eben entstandene großartige Neuerung beäugt.

Die Votivkirche, die Universität, das gotische Rathaus, das griechische Parlament, die beiden großen Barockmuseen, auf der einen Seite, auf der andern das Neue Burgtheater, die neue Burg, die Oper; aber all das waren erst kürzlich fertig gewordene Riesenschöpfungen, die z. T. noch gar nicht in Benutzung waren.

Wenn man aber in die innere Stadt wanderte, sah man doch wesentliche andere Formen und Farben. So schwebt mir die Fregene in ihrer eigentümlichen Gestalt vor als ein poetischer farbiger intimer Platz; heute wirkt sie mit ihren großen, weißen Häusern erkältend, wie ein Gypsfigurenatelier. Mit dem allerdings großartigen Platz Am Hof war ich besonders vertraut durch meine Wohnung in der südlich fast direkt daran angrenzenden Nagelergasse.

Am Hof hatte ich in der goldenen Kugel gespeist; da bekam ich die ersten böhmischen Dalken, für die ich lange Zeit begeistert blieb, und aß da eine vorzügliche Suppe; als ich von dieser meiner Hauswirtin in der Nagelergasse, einer ehrbaren Schuhmachersgattin, vor schwärmte, antwortete sie mit kleinbürgerlichem Stolz: Da sollten Sie einmal bei uns Suppe essen. Heute existiert die goldne Kugel nicht mehr am alten Platz Am Hof.

Aber auch die Nagelergasse fand ich gründlich verändert. In meiner Wohnung wohnt kein Schuhmacher mehr, sondern hat sich ein Schuhwarengeschäft etabliert. Das alte kleine Café, in dem ich frühstückte, war weg — an sich kein großer Verlust für die menschliche Kultur. Das kleine Wurstwarengeschäft ichträ gegenüber von mir, in dem ich mein Abendessen holte, Wienerwürstchen, die man in Wien Frankfurter Würstchen nennt (!), und wo die Verkäuferin mich immer mit den Worten verabschiedete: Gobe

die Ehre! Empföhl mich sehr! küß die Hand. Gute Nacht! — Alles das war nicht mehr zu entdecken. Auch den Eingang zum Esterhazyweinkeller suchte ich vergebens, wo ein hemdärmiger Weinausschenker seinen ständigen Ausruf hören ließ: A Gölb, a Gölb will i sehn, und wo mir der köstliche Ungarwein in den Kellergewölben einst so gut geschmeckt hatte.

Meine Erinnerungen tauchen auf, wie Bergkuppen aus dem Meer des Nebels, als vereinzelte Inseln ohne Grund und Zusammenhang. Ich sehe viele kleine Inseln eine einzige größere umlagern. Aber wenn ich mit meinen Gedanken auf eine derselben zutreue, verlieren sie ihre Deutlichkeit, verwischen sich ihre Konturen, und je näher ich komme, desto schattenhafter, flüchtiger werden die Figuren, bis sie sich schließlich in träumerischen Tanz verschlingen und verwehren, zerflattern und vergehen.

Ein Schwarzweißbild. Dunkel steht im Abend die alte gotische Kirche Maria Siegen mit ihrem hohen Turm auf dem Hügel im Norden der inneren Stadt, dicht umgeben von hohen düstern Gebäuden. Da leuchtet aus dem Dunkel ein Mädchenantlitz hervor, wird deutlich, ein blaßes Gesichtchen, umrahmt von blonden Locken; das Ganze ein Kinderfigürchen im unschuldigen weißblauen Kleid. Aber es ist eine Vision; wie ich nach ihr greifen will, verschwindet sie wieder, verschlungen vom dämmrigen Dunkel.

Und hier: Ein wüßtes Gedränge auf dem Waschermadelball irgendwo in einem vergessenen Haus im Allergrund. Im Hintergrund als Hauptattraktion, das Ständesamt in Größe eines ausgewachsenen Schilderhauses, in dem eine komische Figur ihres Kopulierungs-Amtes waltet in Frack und Unterhosen, mit altem zerknittertem Zylinder, das Gesicht eine Mischung von pfliffigem Bauer, verkommenerm Trinker und würdigem Beamten. Er nimmt den Zylinder ab und ein gelber Haarschopf à la Moritz erscheint.

Mit diesen zwei Bildern beschloß ich, aus Rücksicht auf meine Leser, meine Fahrt durch Insulinde. Denn, was hätten sie davon, wenn ich Ihnen noch erzählen wollte von dem unheimlichen, alten Mönch in schwarzer Kutte, der auf dem Graben heftige Zwiegespräche hielt mit dem Stock im Eisen, von dem blutjungen, eigenwilligen, eiskalten und einsamen Husarenleutnant, oder gar von der alten, biden Dame, sie hieß Frau von Dirka, die ich an der Spinnerei am Kreuz traf; die Spinnerin am Kreuz, eine Art gotisches Bildstöckchen, lag damals einsam im Wald auf der Höhe des im Süden sich erhebenden Wiener Bergs, heute renoviert, ist sie von Häusermassen umgeben, unter denen mir eines von den vielen Volkswohlgebäuden auffiel, die die Gemeinde Wien an den verschiedensten Gegenden der Stadt in den letzten Jahren gebaut hat — der Plan ist, für 60.000 Menschen Wohnungen zu schaffen, für

60 000 ist dies bereits geschehen, zu unglaublich billigen Preisen, 15–20 Schilling im Monat — der Schilling ist gleich 60 Pfennigen. Doch lehren wir aus dieser Wirklichkeit einer besonnenen Gegenwart noch für einen Augenblick zurück in die Traumbämmerung um Frau von Dirka, die inzwischen auf die Spitze der Spinnerin am Kreuz geklettert ist und in dieser erhabenen Stellung erschütternde Reden hält über die Verkommenheit des heutigen Wien gegenüber der guten Zeit ihrer eigenen goldenen Jugend, bis ein Windstoß, offenbar geärgert über dieses Thema, sie emporhebt, in weitem Bogen wegstößt und niederstößt am Sterbehause Beethoven's in der Schwarzenberggasse. Ich frage noch einmal: Was hätten die Leser davon? Nichts, natürlich. Denn solcher traumhafter Spuk gewinnt sein Leben erst durch den farbigen und musikalischen Hintergrund, der für den Träumer zwar diese Gestalten umtötet und färbt, den aber selbst eine größere Kunst als meine dem Leser doch niemals vermittelt kann.

Aber ein Erlebnis hatte ich damals in Wien, das sich in solcher Größe nicht wiederholen wird und kann: die Bekanntschaft, darf ich sagen Freundschaft mit Anton Bruckner, dem mich mein Schulkamerad und Freund Fritz Klose, damals Schüler von Bruckner, inzwischen weitberühmter Komponist geworden, zuführte, allerdings mit dem bedenklichen Vorbehalt: Man wisse bei Bruckner nie, wie so eine neue Bekanntschaft ausfalle; es könne gut gehen, wenn ich ihm gefalle, und schlecht, wenn nicht. Nun, unsere Zusammenkunft im „Kühfuß“ fiel gut aus. Bruckner begleitete mich am Schluß in tiefer Nacht noch in meine Naglergasse und umarmte und küßte mich zum Abschied. Ich bewahre die Photographie von Bruckner mit der Aufschrift: Meinem lieben Freund usw.

Ich wurde nun ein regelmäßiger Gast Bruckners im Kühfuß, später bei Gause. Bei den Abendkonzerten waren noch zugegen, außer Fritz Klose die Brüder Schall, allgemein bekannt durch ihre Bearbeitung der Symphonien fürs Klavier, der eine der beiden heute Generalmusikdirektor in Wien, Stradal, ebenfalls bekannt durch seine Klavierbearbeitung von Symphonien, des Quintetts, dieser wunderbaren Schöpfung, die wir in Karlsruhe anlässlich des Brucknerfestes in der Stephanskirche und im Konzertsaal des Konservatoriums hörten; sonst weiß ich nichts von den Schicksalen dieses damals jungen und schönen Brucknerschülers, ebensowenig wie von denen Löwes, den ich 1907 in Mannheim wieder sah als Dirigent der grandiosen 8ten Symphonie, die Bruckner dem Kaiser Franz Josef gewidmet hat; Wirkung und Beifall der damals doch noch recht selten gehörten Symphonie war gewaltig; und endlich war gelegentlich anwesend Dalcroze, der später durch seine Rhythmische Gymnastik in Deutschland berühmt wurde, damals ein kleiner, schwarzer, aber liebenswürdiger Romane war, auf dessen Visitenkarte stand: Jacques Dal Croze, Chef d'Orchestre, Genève.

Gegenüber dem Kühfuß lag der „Note Jgel“, Stammlokal von Joh. Brahms, der damals von den Verehrern der unmittelbaren Tradition als Fortsetzer Schumanns in Gegensatz gestellt wurde gegen den auf Wagnerischen Ideen basierenden revolutionierenden Bruckner, ein Gegensatz, ja eine Feindschaft, von der die beiden großen Männer sicherlich nichts wußten. Für uns lag die Sache jedenfalls so, daß wir einen Akt der Treulosigkeit gegen unsern Heros zu begehen, jedenfalls etwas Unerlaubtes zu unternehmen uns bewußt waren, wenn wir die feindlichen Regionen betreten. Die Neugier überzog aber schließlich alle unsere Bedenken. Klose und ich wagten uns eines Abends in die Höhle des Feindes. Mit scheuen vorsichtigen Schritten schweiften wir durch das Lokal und ich erinnere mich noch eines gewissen Schauers, der mich überlief, als Klose mir zuflüsterte: Dort sitzt er. Da saß der alte Herr mit langem, weißem Bart einsam und ernst an seinem Tisch, und nahm selbstverständlich keinerlei Notiz von der ihn beobachtenden feindlichen Patrouille, und wir kamen unverfehrt von unserer Expedition wieder in unsern freundlichen Kühfuß zurück.

Weniger glücklich waren wir bei Gause im Kreis wohlhabender Wiener Philister, des Herrn Leutnant Vincent, des Herrn von Schneider usw., Menschen, die ohne Ahnung des Genies Bruckners diesen von der Höhe ihres selbstgefälligen Standpunktes, der auf ihrem Geldsack und einer gewissen Allermweltpolitik ruhte, den Unsterblichen wegen seines häuerlich ungeschickten Wesens zu hänseln, ja zu höhnen pflegten; das soll sich später so gesteigert haben, daß eines Abends Stradal, ein begeisterter Schüler des Meisters, dem Herrn Leutnant Vincent Ohrfeigen anbot.

Zu meiner Zeit ging es noch relativ friedlich zu. Bruckner genoss am Abend ca. 15 Viertel Pilsenerbier, das er mit viel Schaum liebte und das der Künstler gelegentlich mit dem seligen Blick des Bacchanten gegen Licht hielt, sich freuend des goldenen Saftes, überschäumt von dem sich aufwölbenden weißen Schnee. Ich hörte einmal den Kellner am Büfett bestellen: ein Glas Pils für den Herrn Professor Bruckner, da wußte man schon, wie einschüfeln.

Bruckner wurde von jenen Philistern viel damit aufgezoogen, daß er unter dem Pantoffel seiner alten Haushälterin, Frau Kathi stand. Sie kleidete ihren Spott einmal in Verse. Am nächsten Abend antwortete Bruckner auch in Versen: Deut hat der Herr Vincent gut geschlafen und kommt in Gause mit'n Affen.

Bruckner hielt auf regelmäßiges pünktliches Eintreffen seiner Schüler und Freunde zum Bier. Ich kam einmal mit Klose von einem Tagesausflug nach Laxenburg etwas zu spät zu einer

Sitzung; Klose als Schüler wurde energisch getadelt; ich, als relativ Unabhängiger, mit Stillschweigen gestraft, aber auch den ganzen Abend ignoriert.

Die Brüder Schall bemühten sich besonders um die Orchestrierung der Symphonien; ein Bruckner sehr wertvoller Dienst, dessen Größe in der Theorie des Kontrapunkts lag und der praktisch von der Orgel herkam, dem also das Wesen der Instrumente etwas ferner lag. Indessen entstand einmal bei der Frage der Instrumentierung einer Stelle eine Uneinigkeit; die Schüler wollten nicht nachgeben; das reizte Bruckner so, daß er zuletzt auf den Tisch schlug mit den Worten: Wer hat die Symphonie gemacht? Ihr oder ich? Das ist meine Symphonie! Wurstel! Wurstel! Wurstel! Und damit griff er nach Gut und Stock und verließ das Lokal.

Unvergeßlich, ergreifend war folgendes Erlebnis. Ich traf Bruckner zufällig auf dem Hohen Markt. Beim Ueberschreiten des Platzes begegnete uns ein auffallend hübsches, junges Mädchen mit langen Zöpfen. Bruckner dreht sich um, sah ihr nach, faltete die Hände wie in religiöser Andacht und sagte im Ton tiefster Ergriffenheit: Gott! wie schön! Das sagte der alte, fromme Mann, getroffen von dem Zauber der Schönheit.

Bruckner kam damals gerade vom Arzt, den er wegen Verdauungsbeschwerden konsultiert hatte und der ihm eine Karlsbader Kur verordnet hatte, die am nächsten Morgen beginnen sollte. Heute durfte er sich also noch wohl sein lassen. Er kehrte in einem Restaurant ein und bestellte eine Suppe mit Knödeln; zwei waren in der Suppe; sie hatten Rindstoffsgröße; Bruckner bestellte sich die Knödel noch vier mal nach, so daß er acht große Knödel als Vorspeise zum Mittagessen hatte. Kein Wunder, daß sein Bauch eine enorme Ausdehnung hatte und ihm gelegentlich Beschwerden machte.

Bruckner war damals noch durchaus nicht allgemein anerkannt, Brahms war sein derzeit noch überlegener Konkurrent.

Die Symphonien Bruckners fanden keinen Verleger und mußten nach der handschriftlichen Partitur gespielt werden. Ich wohnte einer Probe der vierten Symphonie (die seine Freunde die romantische taufen) bei, die Richter in der Philharmonie leitete; dieser kannte das Werk selbst noch nicht; aber nach wenigen Taktten konstatierte der große Kapellmeister falsche Noten und da sich das fortwährend wiederholte, da die Stimmen eben z. T. falsch abgeschrieben waren, so brach er die Probe ab.

Endlich fand das Konzert statt: vierte Symphonie und Te Deum. Während früher die Brucknerschen Konzerte als Promenadenkonzerte mit lautem Gespräch und Hin- und Hergehen behandelt worden waren, so wurde es diesmal ein großer Erfolg. Der Komponist wurde aufs Podium verlangt. Man mußte den Widerstrebenden mit Gewalt hinaufziehen und es war ein köstliches Bild, wie sie den zappelnd sich Wehrenden an beiden Armen festhielten, den dicken Mann im kurzen Bierbüchlein und mit dem schamgeröteten Gesicht — es sah aus wie der Kasperl auf dem bekannten Bild. Am Abend gab der Gönner Bruckners, Fürst Liechtenstein, demselben ein Bankett bei Sacher hinter der Oper. Bruckner wurde als großer Komponist gefeiert. Während er war, wie das bescheidene Männchen sich erhob, das Lob ablehnend: Ich bin ein armer Schulmeister, der in seinen Freistunden manchmal etwas Musik macht.

Diese und andere Brucknererinnerungen hatte ich von meinem ersten Wieneraufenthalt zurückbehalten. Gleichwertiges war von dem zweiten Besuch natürlich nicht zu erwarten. Das Kapitel Bruckner war nicht mehr aufzuschlagen. Bruckner war 1896 gestorben, nachdem ihm der Kaiser Franz Josef den Lebensabend im oberen Belvedere zu beschließen gestattet hatte.

Die Nachricht hiervon mußte jeden Brucknerfreund mit Freude, aber auch mit Verwunderung erfüllen. Denn das Obere Belvedere ist eine der glänzendsten Barockprunkbauten, i. B. für den Prinzen Eugen von Savoyen erbaut. Wie mußte sich der bäuerlich geartete und gewohnte Bruckner hier fühlen! Rahmen und Bild paßten nicht zusammen! Nun, Bruckner bewohnte nicht den Palast selbst, sondern Räume im östlichen Kustodenbau des Schloßes, die für seine Lebensgewohnheiten passend waren, ihm den freien Blick über den französischen Garten gewährten, der vom oberen Belvedere sich einen Kilometer weit sanft herablenkt zum unteren Belvedere, und die ihm die größte Ruhe inmitten der großen Stadt gewährten. Bruckner hatte mich einmal durch seine Wohnung am Schottenring geführt, die ihm Fürst Liechtenstein zur Verfügung gestellt hatte. Im ersten Stock (nach Karlsruher Begriffen im dritten Stock) des prächtigen Hauses wurden wir von Frau Kathi, einer derben lauten Bäuerin empfangen. Wir traten in einen großen, ganz leeren Raum, dessen Wände mit Lorbeerkränzen dicht behängt waren, gleich einer Ruhmestapete, aber in dem sonst nichts war; gingen dann durch eine Flucht gleich großer, gleich leerer Räume, und kamen zuletzt in das Arbeitszimmer Bruckners, dessen Boden fingerdick bedeckt war mit beschriebenen Notenpapier, in dem ein geöffneter Flügel stand, mit einem Stuhl, und außerdem noch ein Stuhl für etwaigen Besuch. Nach rückwärts lag Bruckners einfach ausgestattetes Schlafzimmer.

So hatte Bruckner die herrschaftliche Wohnung am Schottenring verwertet. Man war nun über sein Wohnen im oberen Belvedere beruhigt durch den Zusatz Kustodenbau. Eine weißlin sichtbare Relieftafel kennzeichnet die letzte Wohnung des Meisters, der hier seine neunte Symphonie so großartig begann, aber nicht mehr vollenden konnte. Den schlendenden letzten Saß durch das

Le Deum zu ersehen, wie das fast allgemeiner Brauch geworden ist, kann ich nicht billigen; diese kraftvollen Jugendworte schließen sich an die Hymnen des schon halbverklärten Greises nicht harmonisch an.

Sonst fand ich keine Erinnerung an Bruckner mehr in Wien, mit Ausnahme des Denkmals im Stadtpark. Insbesondere waren die beiden Lokale, Rühfuß und Roter Fagel, die Stätten der feindlichen Brüder, Bruckner und Brahms, nicht mehr an ihrem alten Ort zu finden. Ich suchte mit einem Taxi diese Plätze zu erreichen. Aber der Chauffeur, der von sich bekannte, daß er erst 51 Jahre alt sei, wußte von ihnen nichts. In der Nähe des Parkrings deutete er flüchtig auf ein Lokal „vormals Gänse“ und fuhr schnell weiter.

Dagegen grüßte mich der Geist Bruckners an den Osterfeiertagen in Gestalt einer herrlichen Messe in der Hofburgkapelle. An dieser historischen Stätte, wo das Hochamt von 5 Priestern in goldenen Gewändern zelebriert wurde, klang die Musik wirklich heilig. Wie Engelstimmen klangen die wunderfeinen Solostimmen und die Chöre kamen wie vom Himmel herab. Es war mit die vollendetste und ergreifendste Musik, die ich im Leben gehört habe, die ich in der Hofburgkapelle genoß.

So hat sich vieles verändert in dem Buch Wien; manches Kapitel kann man nimmer lesen, weil man zu alt geworden ist, manches Kapitel fehlt in der Neuherausgabe ganz.

Nur in Einem ist Wien unverändert geblieben: Wien ist das Dorado der Kaffeetrinker und Raucher, mit seinen unzähligen Cafehäusern, in denen der überall köstliche „Schwarze“ verschenkt wird und mit seiner Regie, die in wahrhaft väterlicher Weise mit hoher Kennerschaft höchst fürsorglich waltet.

Mit ihrem Café haben die Türken schließlich doch Wien erobert; in dankbarer Erinnerung backt man dort die feinen Kipfel, Halbmondchen zum Café.

Drei Worte scheinen mir Wien zu charakterisieren: Café, Tabak und Musik.

Die Musikfreudigkeit des jungen Wien erlebte ich in einer Volksvorstellung im Raimundtheater, wo die ganze Jugend die Volkslieder der Ouvertüre mitsang und sich auch fernerhin auf Aufforderung von der Bühne her als heiterer Chor erwies.

Die prächtige Wiener Oper zeigte sich auf der atmbewährten Höhe ihres musikalischen Könnens.

Und durch das ganze Wiener Leben und Treiben geht ein freundlicher Zug stiller Musik. Jede brutale Dissonanz ist vermieden und die alte musikalische Tradition hält Groß und Klein in ihren harmonischen Schranken.

Unser großer Dichter Raabe sagt: Es ist doch eine vornehme Stadt. Schade, daß wir sie nicht an unser Berlin anhängen können; wir würden dann, glaube ich, jedes andre Nest rund um den Erdball herum um mehrere Nasenlängen schlagen. —

## Klara-Maria Frey / Eine Geschichte

Das Anwesen der Hurst's im badischen Weindorf J. zeigte bedauerliche Verfalls-Symptome. Der Mürtel schilferte und rieselte ab. Die Läden am Stubenfenster hätten mindestens neu gestrichen werden müssen. Vielleicht wären dadurch die klaffenden Spalten im Holze verdeckt worden. Und erst das Dach! Das Dach sah aus wie ein Armlente-Dams: geflickt und gestückelt und notdürftig zugebessert. Vom Lattenzaun um den Krautgarten nicht zu reden! Da hätte mal der Schreiner-Schorch ein paar blizneue Pfähle dazwischenbengeln müssen. Die Hurstin und ihre schaffigen Buben sahen wohl, daß manches mangelte. Aber herrlich! Was sollte man machen, wenn das Bargeld rar war wie ein Salatkopf im Winter? Die Mutter und die Söhne raderten sich ab in Haus und Stall und Schopf, im Reberg und auf den Aeckerlein. Der Schweiß tropfte in den feisten allemantischen Boden. Aber nur das Nötigste zum Leben konnten sie erspähen. Die Steuern und der Zins — das waren die Gespenster im Hurst-Hause.

Der Vater Hurst war im Jahre zuvor schnell weggestorben. Und der fehlte halt hinten und vorne. An einer nobligen Krankheit war er zu Grunde gegangen. So dachie wenigstens die Hurstin. In ganz vorkrieglichem Respekt hielt sie eine Blinddarmpoperation für eine Angelegenheit, die eigentlich nur Herrenleuten zukam. Hier im Dorf starb man meist an anderen Schäden. Die drei Buben, im Alter um die zwanzig herum, waren stämmige Pfofen. Der Ernst und der Hermann taten, wie sie von Jugend auf gewohnt waren! Sie schafften ihre Sache voll zähen Gleichmuts. Sie schimpften im Stall mit dem Vieh, sie händelten miteinander, waren rauhbaugig, wenn die Mutter vergaß, daß sie keine kleinen „Lustkaben“ mehr waren. Dabei waren sie aber harmlos und gutmütig, und jeder trug einen heimlichen Eifer Mutterwitz in sich. Und wenn die Hurstin durchs Küchenfenster lachte und die beiden beobachtete, dann hatte sie ihre verschwiegene Freude an den zwei Mannskerten, die ihre Söhne waren.

Der Jüngste aber — der Helmi, mit dem war's ein Kreuz. Er war ein „Dubel“, ein armer, nicht vollsinniger Mensch. Man spricht nicht von „Schicksal“ auf Bauernhöfen. Aber sie tragen es dort als etwas Naturgegebenes. Nur das tägliche Zwiden und Zwaden der göttlichen Weisung — da helfen sie dagegen, oder donnern und senzen — je nach Kehlstärke und Gemütsverfassung. Und so hatte es der Hurst-Helmi nicht ganz leicht als Gezeichneteter unter den normalen andern. Ueberall schenkten sie ihn weg oder murrt unwillig, wenn er im Wege stand.

Sie meinten es alle nicht böß; ja, sie reichten ihm aus der Hintertür Gaben: einen Nonken Speck, ein Gläslein Wein oder sonst was Gutes — wenn sie ihn kurz vorher von der Haustür fortgejagt hatten. Immerhin hielt sich der Hurst-Helmi am liebsten außerhalb des Dorfes auf. Er trieb sich im Wald herum und auf den Matten unter den Obstbäumen (er war zu keinerlei Arbeit zu gebrauchen). Wie oft hatte er schon Leute erschreckt, wenn er plötzlich am Straßrand aus den Hürten hervorbrach, undeutbare Töne gellte und lange Steden schwang. Aber er tat keiner Kaze etwas an. Der Burich war froh, wenn man ihn selber in Ruhe ließ.

Wenn man bedenkt, daß zwei Jahre nach Vater Hurst's Tode das Anwesen seiner Angehörigen so schmutz dastand, wie ein gepuztes Maible am Pfingstsonntag, so möchte man schon Mund und Nase aufsperrn. Das Dach frisch geziegelt von oben bis unten, das Haus gelb gestrichen, frohgrüne Fensterläden! Im Krautgarten wachsen gezogene Blumen; der Lattenzaun bleckt wie ein neues Gebiß. Das kann jeder sehen, der über die Dorfstraße geht. Doch die inhäufigen Wandlungen zum Besseren, die gehen ja die vier Hurstleute allein an: Neue Hemden ohne Flicklein und Bahen dran; jeden Tag ein Häppchen frisches Fleisch und

dies und das, was das Leben froher gestaltet. Kein Luxus natürlich, nur eben überall sichtbar, daß Salatköpfe im Winter nicht mehr rar sind.

Erfährt man dann irgendwo — sei es in der Krone oder im Löwen bei einem Viertele — oder im Kaufladen, oder gar von jedem redeliebenden Kind auf der Gasse, wer am Wohlstand der Hurst's schuld ist, dann möchte jeder — sofern er die dortige Sprache spricht, ein herzhaftes „Dunderwetter“ oder „Bigocht an!“ hervorstoßen.

Es ist kein unverhoffter Dufel in Amerika gestorben; die Söhne sind auch nicht von Großindustriellen-Töchtern entdekt und geheiratet worden. Nein — Urheber aller Pracht des Hurst'schen Hauses ist — der Dubel, der Helmi! Wie es kam:

Jenseits der bewaldeten Berge, die das Dorf umschlossen, hörte die Welt nämlich nicht auf. Im Gegenteil, dort fing sie erst an! Dort lag ein emsiges Tal. Dort schnurrten die Autos und donnerten Lastwagen und freischten Sägewerke. Und an den Hängen blühten blanke Häuserchen auf. Das schönste Anwesen gehörte dem Sägewerks-Besitzer Kralli. Es lag verschattet in einer Waldnische und sah aus, als ob drinnen lauter Sonntag wäre. Aber drinnen war nicht lauter Sonntag — nein, Gewitterluft und Mähmut durchdrühterten die Räume. Um kurz zu sein: Tüll, der einzige Sohn wollte das frühere Zimmermädchen Gretel heiraten. So etwas kommt heutzutage auch noch vor; denn das Menschenberg hämmert immer noch die alte, ewig neue Melodie. Die Eltern Kralli allerdings schwangen nur noch im Rhythmus des Sägewerks, das schon seit 50 Jahren Wohlstand und Kulturbedürfnisse produziert hatte. Die Eltern Kralli zürnten ihrem Sohn, trotzdem die Gretel ein bildsaubers, gutgeartetes Mädel war und aus achtbarer Familie stammte. Als alle Ausfichten auf ein Sich-Heiraten verhaselt waren, entschlossen sich Tüll und Gretel, das zu tun, was sie befreien würde. . . .

Im Dorfe J. wußte man begreiflicherweise nichts von diesen Dingen. Es war die Zeit der Ernte. Die Schwielen in den Händen brannten; die Gesichter wurden mohrot. Der einzige Müßige im Dorf war der Helmi, der Dorf-Dubel. Man sah ihn weniger denn je. Er suchte unwegbare Waldstellen auf, ab sich mit Beeren voll und sein Dschobe (Fackel) und seine Hosen wurden löcherig und versepelt.

Eines Tages strich er durch den oberen Sidwald. Da sah er plötzlich etwas ganz Ungewöhnliches auf dem Boden liegen. Er schlurste näher und — seine Unterlippe hing mehr denn je — mußte bemerken, daß das, was da lag, zwei Menschen waren, zwei Herrenleute. Wären sie wach und munter gewesen, er wäre davongestoben. Aber sie lagen da mit geschlossenen Augen, wachsgelb, reglos — nur das Mädchen zuckte ab und zu merkwürdig mit den Armen. Der Helmi stand und staunte; dann ging es wie ein Lichtchen auf in seinem armen Hirn. Ja, er handelte vernünftiger, als mancher gesunde Mensch getan hätte. Er verlor nicht den Kopf, sondern rannte einfach dem Dorfe zu.

Dem ersten Menschen, dem er begegnete, erzählte er, was er gesehen hatte. Und der sagte es dem Hammert (Bannwart), und der telefonierte nach einem Auto. Und der Helmi zeigte flugs den Weg. Im Krankenhaus des nächsten Kreisstädtchens wurden Tüll und Gretel, die Lebensmüden, wieder zum Leben erweckt. Der Schrecken hatten in den Eltern Kralli allen Dünkel vernichtet. Sie waren froh, als der Sohn wieder heil zu ihnen kam, und willigten gern in die Ehe mit der Gretel. Die Eltern Kralli entdeckten plötzlich, daß sie ein gutes, weiches Herz hatten. Der Lebensretter, der Helmi, bekam eine große Summe von ihnen geschenkt. Und seither genießt der Helmi viel Ehre im Dorfe J. Und seine Mutter und seine Brüder finden auf einmal, daß ihr Dubel viel ungänglicher wäre als früher.